AUI, secţiunea III e, Lingvistică, tomul LVII, 2011

Julia[n] Schuttings Arbeit am Text. Schuttings Reflexion über Form und sein Sprachmanierismus

von

Alexandra Chiriac

Julian/Jutta Schutting, as a self-conscious author, illustrates a new kind of confrontation with the literary activity, regarded as a common and democratic act of creation, performed both by the writer as well as by the reader, thus revealing and connecting the multitude of associative meanings of the literary artifact. Schutting's works highlight the continuous process of reflection and self-reflection over his own writing and over the literary canon. The end-point is the liberation act from the constraints of realism and a liberation act of the readership from the naivety of association. The result is a work that seems "durchkomponiert" [overcomposed], which brings out a surrealistic dimension of the construction and implies an objectivity note of the poetical "reality". His technique has two components, namely on the one side a fixation on the emotional self-control and on the other side on the perception of every detail of the everyday life, which has been transformed in a complex, but private system of signs. Schutting's texts illustrate a negation of the realism: the narration flows beyond the exterior world in a self-referential inner space, from which the reader learns to decode the pictures and structures created through language. His inner struggle becomes evident also at the level of style, whereby the subject appears almost always depersonalized und the relation between significant and signifié is subdued to an extreme process of relativization.

Schlüsselwörter: *Manierismus, Text als Artefakt, Poetik der Objektivierung, grammatikalische Reduktion, textinterne Referentialität, Ritualisierung der Sprache*.

Julia[n] Schutting[1] ist eine immer überraschende Figur der österreichischen gegenwärtigen Literatur, der durch sein Gesamtwerk eine neuartige Auseinandersetzung mit der Sprache, mit den Texten der Tradition und mit dem schöpferischen Akt poetologisch, aber vor allem stilistisch illustriert. Als selbstbewusster Schriftsteller versteht er die literarische Tätigkeit als einen gemeinsamen und demokratischen Schöpfungsakt, der sowohl vom Schriftsteller als auch vom Leser durchgeführt werden soll, indem die Vielfalt der assoziativen Bedeutungen aufgrund eines linguistischen Kunstwerks enthüllt und in

[1] Als „Jutta Schutting" bekannte österreichische Schriftstellerin hat sich 1989 durch einen Operationseingriff in „Julian Schutting" verwandelt und eine männliche Identität übernommen. Um die Verwirrung zu vermeiden, werden wir im Folgenden von Schutting als einen Mann sprechen.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza"
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Zusammenhang gebracht werden soll[2]. Die unmittelbare Beziehung zwischen dem Schreib- und Leseakt illustriert eine permanente Beschäftigung mit dem Text und basiert sich auf einem inhärenten Verhältnis des Text-Artefaktes mit dem semantischen Feld, das er umkreist.

Schutting hat sich durch Lyrik und dann später durch seine Erzählungen auf die österreichische literarische Bühne als prominente[r] Schriftsteller[in] etabliert. Sein Gesamtwerk wurde oftmals als hermetisch und verschlossen beschrieben, wobei der Autor die Aufmerksamkeit auf die Künstlichkeit und Konstruiertheit seiner Texte rückt. Seine Gedichte ziehen die Natur des Gedichts in Erwägung und illustrieren eine tief intellektuelle und produktive Beschäftigung mit dem Prozess, in dem die Sprache in eine Form strukturiert werden kann, eine Form, die man Poesie nennt. Die Lyrik Schuttings offenbart einen ununterbrochenen Prozess der Reflektion und Selbst-Kommentierung des eigenen Gedichtschreibens. Sein Interesse an Wittgensteins Sprachphilosophie[3] manifestiert sich in Schuttings theoretischem Kredo, gemäß dem die Autonomie des Objekts verschwindet und das Gedicht seine eigene Realität generiert. Schuttings Gedichte verkörpern eine Herausforderung für den Leser, der eine deutsche Sprache, die von den gewöhnlichen linguistischen Strukturen abweicht und die Bedeutungen, die hinter seinen durch die lateinische Grammatik erschwerten und befremdeten Versen verstecken, entschlüsseln muss. So bekennt er seine Faszination und Begeisterung für die von dem Latein eröffneten sprachlichen Möglichkeiten:

> „Ich war entzückt von den syntaktischen Verkürzungen, die im Lateinischen möglich sind, und ich fand sehr traurig, dass man im Deutschen bei Übersetzungen in ein korrektes Deutsch übersetzen musste, während es mich interessiert hätte, diese uns fremden Konstruktionen so wörtlich wie möglich noch zu bilden“[4].

Die syntaktische Struktur seiner Gedichte ist demnach völlig „durchkomponiert“[5], denn einzelne Versen tragen keinen Sinn. Die selbstständige grammatikalische Struktur verwandelt das ganze Gedicht in eine einzige Sinneinheit, denn durch eine hartnäckige Verweigerung den formellen Beginn

[2] Rogers Mike, “Julian Schutting’s Aesthetic of Reading and Writing”. In: Williams Arthur, Parkes Sturt, Preece Julian, Contemporary German Writers, Their Aesthetics and Their Language, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main [u.a.], 1996, pp. 201-208., hier: p. 201.

[3] Vgl. dazu Steinlechner Gisela, „Der umständlichere Weg. Über das Wittgensteinsche bei Schutting“, In: Schmidt-Dengler Wendelin, Huber Maria, Huter Michael, Wittgenstein und Philosophie und Literatur, Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien, 1990, pp. 159-180.

[4] Schmölzer Hilde, „Jutta Schutting. Auf meine Sprache muss ich mich verlassen können“, In: Schmölzer Hilde, Frau sein und schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst. Österreichisches Bundesverlag, Wien, 1982, pp. 159-180, hier: p. 129.

[5] Bushell Anthony, “Implying or Denying the Reader: The Challenge of Julian Schutting’s Poetry”. In: Murphy Harriet, Critical Essays on Julian Schutting, Ariadne Press, Riverside California, 2000, pp. 5-25, hier: p. 15.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

oder den Schluss des Gedichts zu signalisieren und dadurch, dass das Gedicht fast kein partielles Selbst-Zitieren erlaubt, scheint es, dass Schutting sein Gedicht als eine irreduzible Einheit konstruiert hat. Die Absicht liegt nicht darin, die Sprache bis zu einer sinnentleerten Collage von Zeichen zu dekonstruieren, sondern ein Gemeinplatz für einen sentimental-romantischen Handel zu schaffen und die unendlichen Möglichkeiten hervorzubringen, die innerhalb der Sprachen liegen und eine Emotion außerhalb des Kanons ausdrücken lassen. Das Ziel ist eine Befreiung von den Zwängen des Realismus und eine Befreiung der Leserschaft von der Naivität der Assoziationen. Das Ergebnis ist eine Lyrik, die der Konstruktion eine surrealistische Dimension gewährt und eine Objektivierung der dichterischen und poetischen „Realität" voraussetzt[6]. „So haben Schuttings Gedichte zum einen Teil an dem allgemeinen Diskurs, den ‚vorgegebenen' Assoziationen, sie sind jedoch ‚private' im Sinne eines in sich abgeschlossenen, autonomen Sprachkosmos, in dem die Worte ihre Bedeutung aus dem je unverwechselbaren Zusammenhang beziehen"[7].

Wendelin Schmidt-Dengler hat Elemente in Schuttings Prosa identifiziert, die eine Bewegung hin zur Lyrik offenbart[8]. Die stilistischen Besonderheiten fungieren in dem Erzählvorgang als Literarizitätsignale, die „der Leserhythmus [beschleunigen] und den Eindruck höchster Unmittelbarkeit [erwecken]"[9]. Schutting hat mehrmals bekannt, dass er nicht an Geschichten interessiert ist, sondern an „Seelenerfahrungen", an konzentrierten Momenten der Erfahrung, die zu einer Zersplitterung der Wirklichkeitswahrnehmung führt. In der Tradition Adalbert Stifters versucht Julian Schutting, das Bedrohliche und die Ängste des Alltagslebens zu identifizieren und bloßzulegen. Seine Erzähltechnik kennzeichnet sich hauptsächlich durch zwei Merkmale, nämlich eine Fixierung auf emotionale Selbstbeherrschung und die Wahrnehmung jedes Details von dem Alltag, das in ein privates Zeichensystem verwandelt wird. Schuttings Texte illustrieren eine Negierung des Realismus: die Erzählung fließt, weg von der Außenwelt, in einen selbstreferentiellen Innenraum, von dem der Leser die mit Hilfe der Sprache geschaffenen Bilder und Strukturen neu zu entziffern lernt. Die programmatische Unmöglichkeit des Erzählens verwandelt sich in ein Sprachmanierismus, das durch eine Dichte an Sprichworten und Zitatcollagen gekennzeichnet ist. Die Zitierfreudigkeit illustriert eine Infragestellung des Gegebenen, eine Relativierung des Kanons und setzt ein neues, höchst persönliches Dekodierungsverfahren voraus.

[6] Ibidem.

[7] Riess-Meinhardt Daniela, „Julian Schutting", In: Jens Walter, Kindlers Neues Literaturlexikon. Bd. 15: Scho-St., Kindler Verlag, 1991, pp. 45-47, hier: p. 46.

[8] Schmidt-Dengler Wendelin, „Jutta Schutting", In: Weissenberger Klaus, Die deutsche Lyrik 1945-1975. Zwischen Botschaft und Spiel, Bangel Verlag, Düsseldorf, 1981, pp. 309-317, hier: p. 309.

[9] Hagestedt Lutz, „Julian Schutting", In: Kunisch Hermann, Neues Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur seit 1945, Nymphenburger, München, 1990, pp. 576-577, hier: p. 576.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza"
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Die Gründe für diese bewusste Komplizierung der deutschen Sprache und die prägnante Offenlegung einer pluralischen Entschlüsselung des Sinnes sind vielleicht in biographischen Elementen zu suchen. Ohne eine geschlechtszentrierte Analyse zu versuchen, muss man trotzdem erwähnen, dass Schuttings „Zwitterleben … Weder-Noch … Sowohl-als-Auch“[10] eine Auswirkung auf der Ebene seiner Schreibweise zu haben scheint. Schuttings schöpferische Kraft war schon immer in ihrer Natur rein maskulin, aber auf der anderen Seite versuchte er aus der Sicht der Frau zu schreiben, insbesondere was die Liebes-Thematik betrifft. Aber die stilistischen Besonderheiten der Texte entziehen sich gerade jeder Kategorisierung. Schutting selbst hat seine Literatur als „androgyn“ bezeichnet:

> „Es gibt keine weibliche oder männliche Kunst. Kunst ist bekanntlich geschlechtslos“[11].

Die immer im Text selbst hervorgehobenen Fragen nach der Übereinstimmung von Wirklichkeit und Sprache, Bild und Abbild, die sprachliche Diskrepanz zwischen *signifiant* und *signifié*, versteht sich als eine existentielle Krise des Autors, der eigentlich einen falschen Namen, das heißt eine falsche Identität offenbart. „Die Kompetenz des eigenen Namens, die durch ihn bestimmte äußere Identität werden dabei schon vom Kind in Frage gestellt. Aus dieser Erfahrung hat Schutting sein kritisches Misstrauen an der Übereinstimmung von Sprache und Wirklichkeit, von Wort und realem Objekt in seinem Werk gemacht. Ding und Bezeichnung sind nicht deckungsgleich, ihre Einheit bleibt prekär, das hat der Autor zuallererst an sich selbst festgestellt“[12].

Dieses biographische Element soll aber nicht überanalysiert werden, denn der Skeptizismus einer perfekten Überdeckung zwischen Signifikant und Signifikat hat seine Wurzeln in der breiteren theoretischen und philosophischen Tradition, in der sich Schutting einschreibt. Der Autor versucht in seinen Werken vielmehr die Untrennbarkeit von Denken, Sprache und Wirklichkeit zu problematisieren und die konventionelle Sprache als eine falsche Sprachverwendung, als Gefängnis des Denkens überhaupt zu enthüllen. „Die Konvention, die Zusammengehörigkeit von Bezeichnung und Objekt, die Referenz von Name und Sache wurde zum engmaschigen Netz“[13]. In diesem Sinne optiert Schutting in seinen früheren Werken für ein Zurücktreten von seinen Erzählungen, für eine Entpersonalisierung der erzählerischen Instanz:

[10] Schutting: „Die Verwandlung von Jutta Schutting“. In: Bunte 45. 2. November 1989, p. 28. Apud. Critchfield Anne L., „Aestheticizing the Masculine: Schutting’s ‚Der Vater’“. In: Murphy, op.cit., pp. 89-110, hier: p.89.

[11] Ibidem. p.103.

[12] Zeillinger, op.cit., p. 352.

[13] Zeillinger, op.cit., p. 361.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

> „Ich ab' lange Zeit im Schreiben von mir absehen müssen. Ich hab' die ersten Bücher geschrieben als ein Beobachter von außen […] Ich hab' mir jahrelang eine Zensur quasi auferlegt […] Das war ein Stilprinzip, das hab' ich bitte ausgeschöpft"[14].

In seinen späteren Werken tritt aber der Erzähler als eine deutlich männliche Ich-Instanz ins Spiel, ohne aber dass die „weibliche" Ästhetik völlig verdrängt wird.

Julian Schutting beweist durch sein Schreiben ein einzigartiges Verhältnis zum Wort und zur Welt. Seine Beharrlichkeit auf den Konstruktcharakter der sprachlichen Welt offenbart sich in seinem literarischen Kredo:

> „Weil ich Dinge, die mich bewegen, sehr bewegen, festhalten möchte. Das ist ein Wahn oder Zwang. Vergängliches zu verewigen, ich schaffe das eigentlich, es ist wie eine kleine Weltschöpfung, wenn ich etwas sehr Schönes und Bewegendes sehe und weiß es geht unter und verändert sich und ist eben vergänglich. Dann ist es so, wie es in diesem einen Augenblick war, bei mir festgehalten und wird in diesem einen Augenblick zum Aufblühen gebracht und hat hier darin auch sein Requiem und seine schönste Schönheit. Das ist wohl für mich das wichtigste Motiv nicht also, mich von etwas zu befreien oder festzuschreiben oder mir bei etwas klarzuwerden […] Es sind lauter Erinnerungsmomente von etwas eben, das nicht Bestand hat und im Glücksfall sind das dann poetische Augenblicke, wenn ich etwas sehe, wo Wirkliches und Geträumtes und Gedachtes und Geahntes ineinander treten und eine Kunstwirklichkeit, wenn man will, eingehen"[15].

Es gibt thematische Rekurrenzen, die das Werk von Schutting, sei es Lyrik oder Prosa, prägnant markieren, nämlich die Liebe, die Erinnerung an die Kindheit, die Vaterfigur, die Angst vor Geschichte und Vergangenheit, den Tod usw., aber auffällig für unsere Diskussion ist, dass alle diese Themen einer größeren Beschäftigung, nämlich der mit der Sprache subsumiert sind. Was der österreichische Autor eigentlich darstellen möchte, sind nicht Dinge, sondern Wahrnehmungen und Gefühle, die durch die poetische Sprache objektiviert werden können. Der Dichter verwandelt die empirische Welt in ein anderes Mittel, nämlich in Sprache. Durch diesen Prozess wird der Stoff davon, was er war, emanzipiert und gleichzeitig auf einem anderen Niveau, auf dem Niveau der

[14] Schutting, In: Kultur Frühstück, ORF-FS2. 24.09.1989. Apud. Zeillinger op.cit., p. 386.

[15] Schutting Julian, „Interview", In: Literatur aus Niederössterreich. ORF-ÖR/Radio NÖ. 24.10.1987. Apud. Zellinger Gerhard, Kindheit und Schreiben. Zur Biographie und Poetik des Schriftstellers Julian Schutting, Heinz Verlag, Stuttgart, 1995, p. 27.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza"
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Kunst legitimiert[16]. Hauptsächlich werden die Werke Schuttings immer durch ihre Satz-Architektur erkennbar, denn die Funktion der Poesie und der Kunst im Allgemeinen liegt in ihrer Verwandlung in eine Struktur.

Dieser Zugang gewährt Schuttings Werken eine Pluralisierung der Bedeutungen und Vermehrung der Interpretationsmöglichkeiten. Ein Wort sei, so Schutting, ein in sich selbst konzentriertes Ding, das aber in einer Zeile oder in einem Vers zum Blühen kommt und in etwas komplett anderes verwandelt wird, in ein ästhetisches Objekt, das nicht mehr auf die Realität verweist, sondern eine eigene Realität und eine eigene textinterne Referentialität gewinnt. „Schutting beschwört die Autonomie der Poesie: Ein Gedicht ist für ihn zuerst Befreiung von der Alltagssprache, deren Eindeutigkeit durch ein bewusstes Herstellen von Mehrdeutigkeiten im Gedicht aufgehoben wird. Dem Autor geht es dabei jedoch nicht darum, Realität in ihren vielerlei Gestalten im Gedicht widerzuspiegeln, seine Lyrik dreht sich vielmehr um die Reflexion der Möglichkeiten von Sprache im Gedicht selbst“[17]. Die Aufgabe des Lesers liege in diesem Sinne darin, die Potentialitäten der Wortverknüpfungen und Assoziationen innerhalb des Textes zu entdecken und aus der Fülle von Möglichkeiten eine eigene Kohärenz zu schaffen:

> „Ich möchte durch meine Texte nur Angaben, wie in der Mathematik, bieten, die jeder lösen kann, wie er es für richtig hält. Ich finde es wichtig, dass der Leser einen Spielraum hat, in dem er sich seinem Temperament gemäß bewegen kann. Zwar denke ich nur mir beim Schreiben stets eine Fülle von Deutungsmöglichkeiten aus, aber ich glaube, dass die Betrachtungsweise des Dichters nicht richtiger ist, als die des Lesers“[18].

Auch beim Prosaschreiben beweist sich Julian Schutting als ein zur Reflexion neigender Schriftsteller. Seine Prosa gewinnt in diesem Sinne lyrische Elemente, die sich in einer programmierten Unmöglichkeit des Erzählens offenbart. „Anstelle einer erzählerischen Darstellung im eigentlichen Sinn steht eine analytische, experimentelle Schreibweise mit dem Zwang zu Präzision auf der einen und Verschlüsselung, Hermetik auf der anderen Seite“[19].

Gemäß Julian Schuttings Bekenntnis, kann man seine schriftstellerische Tätigkeit in zwei Phasen trennen. Die früheren Texte, die bis 1982 verfasst wurden, stellen keine Geschichte zur Verfügung, sind vielmehr Skizzen einer Narration, die das Schreibverfahren problematisieren und die Entstehung des

[16] Bjorklund Beth, “Architectonic ‘As if’. Interview with Jutta Schutting”, The Literary Review. 25, 1982, pp. 274-280, hier: p. 277.

[17] Riess-Meinhardt, op. cit., p. 46.

[18] Doppler Renate, „Die Schreibsucht der Jutta Schutting. Renate Doppler besuchte die junge Schriftstellerin in Wien-Grinzing“. In: Welt der Frau. Mai 1976, pp. 20-23, hier. p. 21.

[19] Zeillinger, op.cit., p. 69.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Textes, seine Realisation anleitet. „Nicht das Was als Inhalt der Geschichte, sondern deren Bewegung, das Wie des Erzählens interessiert den Autor“[20]. Nicht nur in seinen Gedichten, sondern auch in seinen Prosawerken offenbart Schutting vor allem einen reduktionistischen Stil, der eine maximale Verkürzung des Satzbaus voraussetzt. Die höchst autonome grammatikalische Struktur macht das Gedicht oder die Erzählung zur einfachsten, unreduzierbaren Einheit der Textdeutung. Auf einer stilistischen Ebene wird das durch die hartnäckige Absage einer formellen Konstruktion des Satzes, durch Infinitivierung und Partizipierung und/oder durch den Wegfall des Subjekts[21] deutlich. Das Frühwerk wird durch eine formale Reduktion gekennzeichnet, die eine permanente Mitarbeit vom Leser verlangt, denn der Rezipient soll eigentlich diese Leerstellen ausfüllen und kohärente und komplette Sätze herstellen.

> „Ich war überzeugt, dass in ganzen Sätzen zu schreiben bereits etwas Lächerliches hat. Ich hab’ die Sätze stark verkürzt, hab’ mich dann an lateinischen Konstruktionen auch orientiert, hab’ Akkusativ-mit-Infinitiv Konstruktionen verwendet oder ein participium-coniunctum, hab’ gedacht, das müsste so wie in der Zwölftonmusik eine leicht zertrümmerte Sprache sein muss und alles, was der Leser ergänzen kann, müsste er sich ergänzen“[22].

Ab 1982 beobachtet man einen Wandel in dem poetologischen Programm des Autors: seine Erzählungen sind realistischer geworden, indem die individuellen Figuren, ins Charaktere gewandelt werden und die verschiedenen Szenen, die aber auch kein erzählerisches Kontinuum bilden und keine narrativ-chronologischen Schema voraussetzen, Bilder aus der Wirklichkeit in Form von Momentaufnahmen vermitteln .

> „Was mich interessiert, ist, dass in der Wirklichkeit doch nie ein einzelner Sachverhalt vorliegt. Es sind immer viele, es ist alles ein Nebeneinander, und was ich vermeiden will, ist, diese Nebeneinander in der Wirklichkeit, diese Art Struktur erzählend in ein Nacheinander zu verwandeln. Ich will also simultan erzählen“[23].

[20] Ibidem.

[21] “Ein grammatisches Subjekt ist entweder gar nicht vorhanden ode res wird nicht weiter spezifiziert, nicht individualisiert, das heißt es erfolgt eine Subjektreduktion auf die bloße personale Nennung sein; er oder sie werden lediglich vorgeschoben, aber sie werden zu keinem Helden gemacht, sie sind zur Perspektivierung eingesetzt, was aber nicht bedeutet, dass eine verstärkte Objektivität dadurch entsünde. Das Subjektive wird zunächst nur formal zurückgedrängt, die dritte Person erscheint demnach als weiter nichts als eine verdeckte Möglichkeit des Ich“. Ibid., S.73.

[22] Apud. Schutting, Ibid., p. 71.

[23] Glossner Herbert, „Gespräch zwischen Jutta Schutting und Herbert Glossner“, In: Ermert Karl, Striegnitz Brigitte, Deutsche Väter in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Tagung vom 20. bis 22. Februar 1981, [o.V.], 1981, pp. 46-54 u. 55-62, hier: p. 51.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Das ist ein wichtiges Merkmal des erzählerischen Verfahrens Schuttings: eine „unerhörte sprachliche Dichte, eine Konzentration der Wörter, die den Inhalt des Gesagten überlagern, die inhaltlichen Strukturen zurückdrängen“[24], die als Folge eine Simultaneität von nebeneinanderstehenden Möglichkeiten haben. In seiner 1990 veröffentlichten Essaysammlung bekennt er erneut:

> „[…] und so ist zu schreiben für mich die Bemühung, die Gleichzeitigkeit von Beobachtetem, Gedachten und Gefühlten beisammen zulassen, statt sie in einem Nacheinander zu verfälschen […] und so entstehen meine langen Sätze –
> in der Darlegung des Sachverhalts werden zwischen Klammern und Gedankenstrichen die die Wahrnehmung begleitenden Gedanken und Gefühle eingeschoben, und wenn ich mir nicht ein affektiertes Armutszeugnis damit ausstelle, mit den konventionellen Interpunktionszeichen nicht mein Auslagen zu finden, würde ich mich auch eckiger und geschwungener Klammern bedienen, um solche Gebilde überschaubarer zu machen, aber gottlob lässt sich auch durch Einrücken, Abrückungen, Zeilenanfänge zum Atemschöpfen einer Graphik sich annähern, wenn noch nicht ein Bild“[25].

Dieses Simultanerzählen des Nebeneinanders in der Wirklichkeit dient zu einer Bloßlegung des Bedrohlichen im Alltagsleben, zu einer Offenlegung der Ängste, die das Leben umkreisen. In diesem Sinne zeichnet Schutting Adalbert Stifters „Eisberg-Stil“ nach. Wie Stifter, versucht er durch Sprache die eigenen Ängste zu identifizieren, das Ungewisse, Regellose und Bedrohliche zu beherrschen. „Die eigenen Ängste sind bei Schutting einerseits als allgemeines psychisches Phänomen dargestellt, das den einzelnen in seiner Lebensweise bestimmt, andererseits werden sie als private Ängste so weit objektiviert, dass ihnen ebenso in ein allgemeiner Anspruch zukommt. Daraus zeigt sich also bereits die Leistung der Sprache als Mittel der Transformation“[26]. Die Aufnahme von Momenten aus der Wirklichkeit bedeutet gleichzeitig ein Umschreiben, eine Verarbeitung dieser Momente, die zur Bloßlegung des hinter der scheinbar harmlosen Realität versteckenden Schreckens führt.

> „Meine Methode ist ja auch, mich von Alltagsdingen anrühren zu lassen, Visionen daraus aufsteigen zu lassen. Das erste, was man sieht, ist der Anschein, den entlarve ich als Schein und lasse dann alles das aufsteigen, was sich dahinter noch verbergen könnte“[27].

[24] Zeillinger, op. cit, p. 405.
[25] Schutting Julian, Zuhörerbehelligungen, Droschl Verlag, Graz, 1990, p. 117.
[26] Zeillinger, op.cit., p. 399.
[27] Schmölzer, op.cit., p. 131.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Anders aber als bei Stifter, versucht Schutting nicht diese Schreckensbilder zu harmonisieren und sie so zu unterdrücken, sondern er beschränkt sich auf ihre Darstellung und ihre Bewusstmachung durch die Sprache. Die Kunst spielt in diesem Sinne die Rolle eines Instrumentariums, das dem Subjekt hilft auf seine Ängste und Beunruhigungen zu reagieren und das Leben so erträglich zu machen. Die Kunst sei „das Bedürfnis nach der Sublimierung von Chocs“[28].

Durch Sprache und Kunst erlangt man eine Distanzierung von der umkreisten Realität, die eine Befreiung und Bewältigung von dem Alltag verursachen kann. Das sprachliche und bildliche System von Schuttings Werk dient zu einer zunächst indirekten Definierung der Ängste, das heißt zu ihrer Verwandlung in fassbare und begreifbare „Seelenerfahrungen“. Mit Hilfe von den von der Sprache erzeugten Bildern und Strukturen versucht Schutting den Terror des Lebens zu enthüllen und durch die Verdrehung von Vergleichen und Assoziationen und die Neu-Etablierung von Metaphern in ihrer ursprünglichen Mehrdeutigkeit, durch die Pluralisierung der Sinne wehrt er sich vor der Bedrohlichkeit und dem Schrecken des Lebens[29]. Diese Verwandlung und Enthüllung führen zur Erzeugung einer „Als-Ob“ Realität, die die privaten Sachverhalte emanzipieren lässt und das reale Geschehen im Theoretischen verankert. „Mit dem ‚Als-ob’, das aber nicht das einzige Mittel darstellt, Subjektives zu verarbeiten […], wird *eo ipso* auch das Prinzip der Mehrdeutigkeit evident, mit dem Schutting bei der Problematisierung komplexer Sachverhalte operiert. Das Komplexe lässt sich eben nicht direkt, nicht „einwortig“ ausdrücken, der Autor bedient sich hier stark auch der Assoziations- und Reflexionsmöglichkeiten, um die Vielschichtigkeit auch in einem vielschichtigen Darstellungsprozess verarbeiten zu können“[30]. In seinem Essayband „Zuhörerbehelligungen“ beschreibt Schutting sein literarisches Verfahren:

> „[…] einen bestimmten seelischen Zustand indirekt wiederzugeben, nicht in poetischen Bildern, sondern gespiegelt in Bildlegenden von Realitäten, die eine ähnliche Qualität haben – erst ihre Gesamtheit, das ihnen Gemeinsame, darf zu einer Metapher werden“[31].

Diese Bilderlegenden von Realitäten offenbaren Schuttings Konzentration auf den Moment, als ein signifikantes Fragment der Erfahrung, die auf der Textebene durch Unterbrechungen des erzählerischen Kontinuums und durch textuelle Ausdehnung gekennzeichnet wird. Denn das erzählte Moment wird in einer

[28] Zeillinger, op.cit., p. 398.

[29] Herzmann Herbert, „Exercises in Remembering: Julian Schutting’s Political Poems“. In: Murphy, op.cit., pp. 26-44, hier: p. 41. Der Aufsatz wurde ursprünglich 1992 mit dem Titel „Erinnerungsübungen – Zu den politischen Geschichten von Julian Schutting“. In: Modern Austrian Literature. Vol 25. No 2 (1992). pp. 57-70 veröffentlicht.

[30] Zeillinger, op.cit., p. 428.

[31] Schutting, op.cit., p. 74.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

konzentrierten und sogar abgekürzten Form präsentiert, um dann als Vorwand für eine umfangreichere Reflexion verwendet zu werden.

Das Bedrohliche des Alltagslebens wird oft durch Ritualisierung der Handlungen und Sprachgewohnheiten gebannt. Das gemeinsame Grundprinzip ist der Versuch, die Ängste von der privaten Sphäre abzuheben und sie in einem allgemein gültigen, objektiven Zusammenhang anzuordnen.

> „Dann interessiert mich sehr, das Alltagsleben zu ritualisieren, etwa Riten zu erfinden oder auch als Handlungs- und Erlebenssatz das Zelebrieren von rituellen Vorgängen, die völlig unbedeutend sind, aber dass man sozusagen auf zweiter Stufe erlebt, dass, was man vollzieht, auch wie die Wirklichkeit, die Grundlage völlig banal ist“[32].

Dieses Verfahren wird zu einer Annäherung an Stifters Schreibweise, die aber bei Schutting in einem fast sprachwissenschaftlichen Stil und in einem übertriebenen Detailreichtum geäußert wird. „Der Zweck des Rituals ist die Herstellung eines streng verbindlichen Systems, dem alles untergeordnet wird. Ordnung bedeutet bei Stifter Lebensrettung, und das hat Schutting teilweise in sehr übersteigerter Form in seinen Texten rezipiert. Die Systematisierung des Alltags wird zu einem Sicherheitsnetz des Lebens“[33]. Diese Annäherung an das Ritual, an die regulative Wiederholung von vorausbestimmten Vorgängen illustriert Schuttings Verfahren, die Welt mit ihren Bedrohlichkeiten und Grausamkeiten spielerisch zu steuern.

Schuttings Sprache kennzeichnet sich durch einen formellen Durchbruch ins Theoretische. Die thematischen Rekurrenzen bleiben fast immer im Hintergrund und werden von dem syntaktischen Zusammenhang seines lyrischen Diskurses, von der Sprache seiner ‚Poesie‘ verdrängt, um dann stärker ans Licht zu kommen. Das prägnante Sprachmanierismus und die Fixierung auf der Kontruktheit des literarischen Artefaktes machen sein Werk bis in seiner Mikrostruktur fragmentarisch und zersplittert zu erscheinen, aber diese formale und stilistische Verknappung setzt eine Pluralisierung der Perspektiven voraus, die zu einer Pluralisierung der sinntragenden Elementen führt.

Bibliographie

Primärliteratur

Schutting Julian, In der Sprache der Insel, Otto Müller, Salzburg, 1973.
Schutting Julian, Am Morgen vor der Reise, Otto Müller, Salzburg, 1978.
Schutting Julian, Liebesgedichte, Otto Müller, Salzburg 1982.
Schutting Julian, Liebesroman, Otto Müller, Salzburg, 1983.
Schutting Julian, Zuhörerbehelligungen, Dorschl Verlag, Graz, 1990.
Schutting Julian, Leserbelästigungen, Dorschl Verlag, Graz, 1993.

[32] Schutting. In: Suchy Viktor, Viktor Suchy spricht mit Jutta Schutting. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. DST TB 266, Wien, Apud. Zeillinger, op.cit., p. 494.

[33] Zeillinger, op.cit., p. 504.

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza”
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)

Schutting Julian, Aufhellungen, [o.V.], Salzburg, 1990.

Interviews

Bjorklund Beth, "Architectonic 'As if'. Interview with Jutta Schutting", The Literary Review. 25, 1982, pp. 274-280.

Doppler Renate, „Die Schreibsucht der Jutta Schutting. Renate Doppler besuchte die junge Schriftstellerin in Wien-Grinzing". In: Welt der Frau. Mai 1976, pp. 20-23.

Glossner Herbert, „Gespräch zwischen Jutta Schutting und Herbert Glossner", în: Ermert Karl, Striegnitz Brigitte, Deutsche Väter in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Tagung vom 20. bis 22. Februar 1981, [o.V.], 1981, pp. 46-54 u. 55-62.

Schmölzer Hilde, „Jutta Schutting. Auf meine Sprache muss ich mich verlassen können", In: Schmölzer Hilde, Frau sein und schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst. Österreichisches Bundesverlag, Wien, 1982, pp. 127-134.

Sekundärliteratur

Bjorklund Beth, „Tradition und Innovation. Austrian Poetry at the Opening of the Eighties". In: World Literature Today. A Literary Quarterly at the University of Oklahoma. Autumn 1981, pp. 592-596.

Doppler Renate, „Die Schreibsucht der Jutta Schutting. Renate Doppler besuchte die junge Schriftstellerin in Wien-Grinzing". In: Welt der Frau. Mai, 1976, pp. 20-23.

Hagestedt Lutz, „Julian Schutting", In: Kunisch Hermann, Neues Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur seit 1945, Nymphenburger, München, 1990, pp. 576-577.

Kurt Adel, Aufbruch und Tradition. Einführung in die österreichische Literatur seit 1945. Wilhelm Braumüller, Wien, 1982.

Murphy Harriet (Hg.), Critical essays on Julian Schutting, Ariadne Press, Riverside, Calif., 2000.

Riess-Meinhardt Daniela, „Julian Schutting", In: Jens Walter, Kindlers Neues Literaturlexikon. Bd. 15: Scho-St., Kindler Verlag, 1991, pp. 45-47.

Rogers Mike, "Julian Schutting's Aesthetic of Reading and Writing", In: Williams Arthur, Parkes Sturt, Preece Julian, Contemporary German Writers, Their Aesthetics and Their Language, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main [u.a.], 1996, pp. 201-208.

Schmidt-Dengler Wendelin, „Jutta Schutting", In: Weissenberger Klaus, Die deutsche Lyrik 1945-1975. Zwischen Botschaft und Spiel, Bangel Verlag, Düsseldorf, 1981, pp. 309-317.

Steinlechner Gisela, „Der umständlichere Weg. Über das Wittgensteinsche bei Schutting", In: Schmidt-Dengler Wendelin, Huber Maria, Huter Michael, Wittgenstein und Philosophie und Literatur, Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien, 1990, pp. 159-180.

Zellinger Gerhard, Kindheit und Schreiben. Zur Biographie und Poetik des Schriftstellers Julian Schutting, Heinz Verlag, Stuttgart, 1995.

Zeyringer Klaus, Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre, Francke Verlag, Tübingen, 1992.

Zeyringer Klaus, Österreichische Literatur. 1945-1998. Überblicke. Einschnitte. Wegmarken, Haymon Verlag, Innsbruck, 1999.

(«Alexandru Ioan Cuza » Universität, Iaşi)

BDD-A1640 © 2011 Editura Universităţii „Alexandru Ioan Cuza"
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 22:55:04 UTC)